

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 6

Artikel: Wiederaufbau : Antworten auf unsere neue Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



WIEDERAUFBAU

Antworten auf unsere neue Rundfrage

Illustration von Walter Guggenbühl

Eine geschiedene Frau

Ich zählte 32 Jahre, als wir unsere Ehe auflösten. Die zwei mir zugesprochenen Kinder kamen zu Verwandten, denn ich musste mir aus dem Nichts eine Existenz schaffen. Die kleine Erbschaft von meinen Eltern sollte der Notpfennig bleiben. Ich war zu stolz, von irgendeiner Seite Hilfe anzunehmen. Meine Jugend war sehr behütet gewesen. Ich hatte eine gute Schulbildung genossen, besass das Maturitätszeugnis, aber von einem Beruf war in meinem Elternhaus nie die Rede gewesen.

Am dritten Tage meines Weggangs fand ich bereits eine Stelle als Hilfe in einem kleinen Sanatorium, bescheiden; aber dennoch wurde dieses Haus mir ein grosses Glück: ich kam zu Menschen, die mir mit ungewöhnlich grossem Verständnis und mütterlicher Liebe über die erste schwere Zeit und über die Trennung von den Kindern hinweghalfen. Die paar Monate, die ich in diesem Hause verbrachte, waren aber nur eine Notlandung; ich wusste, ich musste mich entscheiden. Ein Studium kam nicht mehr in Frage; ich

wollte die Kinder nicht jahrelang in fremden Händen lassen und hoffte, auf kürzestem Weg eine Stellung zu erarbeiten, die mir ermöglichte, beide zu mir zu nehmen. Kopfschütteln und Warnung von aussen gab's genug; ich hielt mich fern von diesen Warnern, die mich nur schwächen konnten. So kam ich nach ein paar Monaten in ein grosses Krankenhaus, dank der Empfehlung meiner frühern Vorgesetzten. Ich wurde bald zur Hausbeamtin befördert. In diesem grossen Hause lernte ich die unendliche Verantwortung und Arbeit kennen, die alle solchen Betriebe kennzeichnen. Ganz abgesehen davon, dass ich mich auf körperliche Arbeit umstellen musste, die mir bis jetzt nur theoretisch bekannt war, musste ich auch geistig eine Wendung vollziehen. Meine Natur ist eher zäh als kräftig, meine Nerven sind keineswegs unzerreissbare Stränge, und bis heute ist es mir nicht gelungen, mir eine sogenannte Elefantenhaut wachsen zu lassen. Dieser Mangel an körperlicher und seelischer Robustheit hat mich bis heute am meisten Kämpfe gekostet. Wenn ich innerlich nicht so unerschütterlich sicher gewesen wäre, so hätte ich nicht durchgehalten.

Nach zwei Jahren, die für mich eine

harte, aber goldene Lehre waren, avancierte ich, nach einer Probezeit, in die leitende wirtschaftliche Stellung eines Sanatoriums in der Ostschweiz. Längst leben meine Kinder bei mir, und wer ahnt auch nur, was das für eine Mutter heisst, wenn sie es so weit gebracht hat?

Man bedauert die Kinder, deren Mutter in einem Beruf steht. Gewiss, das hat manche Nachteile, und eine Mutter kann deshalb ganz unvorstellbar leiden. Aber wer könnte das viele Positive übersehen? Zum Schlusse soll nur noch eine Lanze gebrochen werden für alle diejenigen Mütter, die, wie ich, eine Doppelaufgabe zu erfüllen haben: Ihr Vorgesetzten alle, sei es der Staat, sei es eine Kommission oder ein Einzelindividuum: wenn Ihr mit einer Frau, die zugleich für ihre Kinder zu sorgen hat, ein Anstellungsverhältnis abschliesst, so tragt ihrer Doppelstellung Rechnung und betrachtet sie nicht nur als Arbeitstier. Sie trägt ihre Last leicht und gern und dankt mit Hingabe und Treue, wenn ihr auch die Mutter in ihr seht.

Meine Kinder sind heute erwachsen und gut geraten. Ich darf sagen: und alles ward gut, was weiter kommt, erwarten wir getrost.

Ein Auslandschweizer

Ich war ein zweijähriger Knabe, als meine Eltern mit mir und drei Geschwistern im Jahre 1877 aus der Schweiz auswanderten, um in Russland eine zweite Heimat zu finden. Drei weitere Geschwister, die schon erwachsen waren, blieben in der Schweiz zurück. In einem bürgerlichen Milieu aufgewachsen, lernte ich frühzeitig die Arbeit kennen und heiratete, 28jährig, eine Bernerin, deren Eltern ebenfalls nach Russland ausgewandert waren. Wir gründeten eine Käserei (den Beruf habe ich von meinem Vater erlernt) und übernahmen dazu später ein grösseres Herrngut von 400 ha Ackerland und ebensoviel Wald, im Gou-

vernement Smolensk, in Pacht. Der Anfang war schwer, aber erfolgreich, und mit unserer zunehmenden Wohlhabenheit wuchs auch der Kindersegen, der bald die Zahl 7 erreichte. Doch während wir noch voller Hoffnungen in die Zukunft blickten, erreichten uns durch die russische Revolution im Jahre 1917 Schicksalsschläge, die uns bald in tiefstes Elend stürzen sollten.

Im Jahre 1916 verkaufte der Gutsbesitzer sein Grundstück an einen Fabrikanten, unter dem ich noch ein Jahr als Verwalter blieb, um sodann mit dem Bruder des frühern Besitzers, der über

600 ha Land verfügte, einen Kontrakt abzuschliessen.

Im Februar 1917 kam die erste russische Revolution: der Zar wurde abgesetzt, unter Kerensky wurde eine neue Regierung (zum grössten Teil mit den alten Ministern) gebildet. Dieser Regierung war jedoch kein langes Leben beschieden, denn noch im gleichen Jahre kam Lenin nach Russland zurück, um als politischer Leiter zusammen mit Trotzky als militärischem Führer die November-Revolution (in Russland « Oktober »-Revolution genannt) zu entfachen. Die Kampfparolen lauteten:

Schluss mit dem Krieg / Land an die Bauern / Fabriken den Arbeitern / Wer nicht selbst arbeitet, darf auch nicht essen!

So kamen auch mehrere hundert Bauern eines Tages auf mein Pachtgut, die

mir erklärten, dass alles, was bis jetzt dem Gutsbesitzer gehörte, von nun an Eigentum der Bauern sei. Da ich meine Arbeiter immer gut behandelt hatte, konnte ich jedoch vorläufig auf Verlangen der Bauern das Gut als deren Beauftragter verwalten. Doch dauerte es nur kurze Zeit, so machte man mir den Vorwurf, ich hätte Futter für das Vieh gestohlen, das heisst « Staatseigentum » entwendet. Ich ging deshalb zum neuen Gemeindepräsidenten, um bei ihm alles, was bis jetzt dem Gutsbesitzer gehörte, zu liquidieren, und siedelte mit meiner Familie und vier Stück meines eigenen Viehbestandes (das übrige konnte ich verkaufen) zu einem Bauern über, dem ich früher einmal zu seinem Bauernhof verholten hatte. Die Käserei musste ich leider verlieren, und mit dem wenigen, das uns

Ploget ech nit!

Niemer cha zwee Herre diene. Eitwäder er hasset dr eint und het dr ander gärn, oder er hanget im einten a und tuet dr ander verachte. Dr chönnet nit im liebe Gott diene u n d im Geldsack. Drum sägen ech : ploget ech nit drmit, öb dr au z'läbe heiget; öb au gnue do syg zum Ässen und zum Trinken und zum Alege. Isch 's Läbe nit mehr as 's Ässe, und isch dr Lyb nit mehr as d' Bchleidig? Lueget doch de Vögel zue: si säje nit, si ärne nit und byge's nit ufenand, und eue himmlische Vatter het doch für se Fuetter gnue. Syt dr nit vill meh as sie?

Bringt's eine von ech fertig, ass er no wachse chönnt um ene Schueh, wenn's em au grüüslig dra gläge wer? Und worum macht's ech Chummer, was dr az'legge haiget? Lueget doch d'Blumen uf dr Matte a, wie sie ufgönge! Sie schaffe nit, sie spinne nit. I sägen

ech aber : Au dr König Salomo in sym Gstaat isch nit agleit gsi, wie eini von ene. Wenn dr lieb Gott 's Gras uf de Matten eso usstaffiert, wo doch hütt stoht und morn abghaue wird, wo wett er das nit vill mehr euch z'lieb tue? Trauet em doch öppis zue!

Jomeret nit allewyl : längt's ächt au, ass mer z'ässen und z'trinken und az'legge hai? So froge d'Heide. Eue Vatter im Himmel weiss, ass dr das alles bruuchet.

Froget dihr zerscht noch em Himmelrych und no dr Ornig drinn; drnoh werdet er an allem kei Mangel ha!

Machet ech ämmel keini Sorgen über dr mönderisch Tag; der mönderisch Tag het syni Sorge scho by-n-em. 's isch gnue, ass jede Tag sy eignit Plog het.

Matt. 6, 24—34. Die Uebersetzung wurde durch Pfarrer Sandreuter in Frenkendorf besorgt, dem Pfarrer Senn und Landwirt Gysin zur Seite standen. (Verlag des Bibelhilfsvereins, Basel).



blieb, konnten wir wenigstens in einiger Sicherheit die weiteren Dinge abwarten.

Von meinen Kindern besuchten zu dieser Zeit ein Bub die Primarschule im nächstgelegenen Kirchdorf, die zwei ältesten (ein Bub und ein Mädchen) bereits das Gymnasium in Bely, zirka 35 km von unserm Wohnsitz entfernt.

1919 hörte ich von einem Auslandsschweizer, der eine Käserei hatte, er wolle nach der Schweiz ausreisen und seinen Besitz liquidieren. Ich kaufte ihm verschiedene Gegenstände ab, und gleichzeitig wurde mir vom Staat angeboten, ich solle dessen Käserei als « Staatsangestellter » übernehmen. Als solcher musste ich den ganzen Ertrag der Käserei dem Staat abliefern und erhielt dafür ein Monatsgehalt, das aber regelmässig mit einem Monat Verspätung eintraf und infolge Abwertung immer magerer ausfiel. Zu allem Elend herrschte in diesem Jahre noch eine der grössten Hungersnöte in Russland. Nur durch den Umstand, dass mir als « Spezialisten » der Staat 5 ha Land zuteilen liess (der Beamte, dem ich vorher ein Paar Wodka offerierte, mass dafür mit Riesenschritten, so dass es in Wirklichkeit 9 ha wurden), setzte mich instand, meine Familie, wenn auch unter Entbehrungen, zu ernähren und die Kinder weiterhin in die Schule zu schicken. Im Jahre 1922 erhielt ich einen Auftrag nach der Stadt R., wo ich für den Staat in einer Genossenschaft verschiedene Käsereien aufzubauen hatte. Zu dieser Zeit kam auch die Stabilisierung des Rubels in Goldwährung, so dass es uns wieder verhältnismässig gut ging. Als Instruktor in R. verblieb ich $5\frac{1}{2}$ Jahre, während welcher Zeit mein ältester Sohn zu Hause die Käserei mit Erfolg weiterführte. So konnte ich wenigstens allen meinen Kindern eine gute Schulbildung sichern, worüber ich später einmal recht froh war.

Ich wollte aber als Schweizer niemals Kommunist werden. Man wollte mich deshalb in der Genossenschaft einem 22jährigen Kommunisten unterstellen, doch verzichtete ich lieber darauf und kehrte im Jahre 1929 wieder zu meiner

Familie zurück. Mein ältester Sohn kam jetzt auf eine grössere Kommune bei Moskau, doch hatte auch er Schwierigkeiten, da er kein Kommunist war. Ich machte ihm deshalb Anfang 1930 den Vorschlag, dass wir nach der Schweiz reisen sollten. Er erklärte sich damit einverstanden, und da auch ich mehr und mehr bedrängt wurde und oft meines Lebens nicht mehr sicher war, so ging ich zum Gemeindeverwalter und bot ihm mein ganzes Gut an, unter der Bedingung, dass er mir freie Abreise zusichere. (Ich durfte ihm natürlich nicht sagen, dass wir nach der Schweiz zurück wollten, da man mir sonst die grössten Schwierigkeiten gemacht hätte.) Meinen Familiengliedern liess ich freie Wahl, doch erklärten sich alle damit einverstanden mitzukommen, und so reisten wir denn als neunköpfige Familie durch Vermittlung von Herrn Werlin vom Roten Kreuz (einen Gesandten hatte die Schweiz ja nicht) am 16. Juli 1930 nach der Schweiz zurück und sagten unserm lieben, armen Russland adieu.

An der Grenze nahm man uns noch so ziemlich alles, was einigen Wert hatte, ab, und ausser ein paar alten Sachen hatten wir nichts, als wir am 19. Juli in meiner Heimatgemeinde im Kanton Bern eintrafen. Eine Schwester bot mir für ein paar Tage Unterkunft, doch zerbrach ich mir — während meine an Arbeit gewohnte Familie gleich im Dorfe sich beim Heuen nützlich machte — den Kopf, wie nach dieser traurigen Ankunft alles weitergehen sollte. Die Armenbehörden versuchten meine Familie unter zwei meiner in der Schweiz lebenden Verwandten, die ich damals kaum kannte, zu verteilen. Doch gegen diesen Plan sträubte ich mich ganz energisch und fand damit zugleich einen Ausweg, der der Anfang unseres Wiederaufstieges sein sollte: ich mietete eine leere Wohnung, und so hatten wir, obwohl wir nicht einmal ein Bett besaßen, das wir hätten hineinstellen können, doch ein eigenes Heim. Die Behörde gab uns, als sie dies vernahm, in verdankenswerter Weise Mobiliar und Unterstützung.

Da meine Angehörigen jede sich bietende Arbeitsmöglichkeit ergriffen — zwei Töchter nahmen Stellen im Haushalt an, ein Sohn kam in ein Baugeschäft, der andere trat noch als 25jähriger eine Lehrstelle als Mechaniker in Zürich an — konnten wir uns langsam emporarbeiten und die beiden jüngsten Mädchen sogar noch in die Schule schicken, damit sie die deutsche Sprache, die ausser mir (meine Eltern lehrten mich ein urchiges Bärndütsch, das ich nie vergessen hatte) allen meinen Familiengliedern am Anfang grosse Schwierigkeiten machte, erlernen konnten. Dadurch fanden die beiden Töchter gute Bureaustellen in Zürich, die

zwei andern erlernten später den Schneiderinnenberuf, und der jüngste Sohn besuchte neben der schweren Tagesarbeit das Abendtechnikum, das er mit gutem Erfolg als Bautechniker absolvierte.

Ausser zwei Kindern, die bereits eigenen Familienstand gegründet haben, leben wir heute immer noch gemeinsam in Zürich, und ich behaupte, dass nur der Zusammenhalt, der Arbeitswille und die gute Bildung meiner Kinder uns dazu verholfen haben, dass wir nach so vielen Schicksalsschlägen ein bescheidenes, aber zufriedenes Leben führen dürfen. Und besonders freue ich mich, ein Schweizer zu sein! ***

Ein Pfarrer

Nun lag ich also im Bett mit hohen Fiebern, von zwei Aerzten, die auf das Bitten meiner Freunde hin hergekommen und mich untersucht hatten, aufgegeben. Es war niederschmetternd.

Im Frühling hatte ich hier Quartier genommen, voller Freude, in der weiten Welt etwas Nützliches leisten zu dürfen. Wir paar Schweizer waren nach Bulgarien gefahren, um als Sekretäre der Kriegsgefangenenfürsorge Leiden lindern zu helfen. Man zählte das Jahr 1917, und der mörderische Krieg wütete immer noch fort.

Die Verhandlungen mit dem bulgarischen General und den Offizieren der Gefangenenlager waren nicht leicht. Immerhin war es gelungen, Vertrauen und Zutritt zu erlangen, eine Baracke für die Gefangenen zu bauen, die Bibliothek, Musikraum und bequeme Unterkunft zu geselligen Zusammenkünften und Besprechungen in sich schloss.

In langsamer Fürsorgearbeit war im Laufe der Monate mancherlei erreicht worden. Wie gross war jedesmal die Freude und Dankbarkeit, wenn durch die Beziehungen des Kriegsgefangensekretärs hier und dort eine Verbindung mit den Eltern oder Geschwistern hergestellt wurde, so dass wieder Nachrichten aus-

getauscht werden konnten nach langen und bangen Jahren der Ungewissheit und des Schweigens! Die fortgesetzte Berührung mit den Insassen der Gefangenenlager, ihrem Wohl und Wehe, ihrem Ergehen und Erleiden, der anhaltende Blick in ihre Nöte und Kümernisse, begann seelisch zu zermürben. Der Ausbruch einer Flecktyphusepidemie, die viele Todesfälle zur Folge hatte und die Gefahr einer Ansteckung immer bedrohlicher erscheinen liess, kam zu allem andern hinzu. Der Keim einer tückischen Krankheit musste schon einige Zeit in mir gesteckt haben, denn kaum war ich im Monat November zu einer Konferenz der Kriegsgefangensekretäre nach Sofia gereist, da zwangen mich Schüttelfrost und Fieberschauer, endgültig das Bett aufzusuchen und dem Angriff zerstörender Mächte den Lauf zu lassen. Mehrere Wochen dauerte dieser ungewisse Zustand an; das Ende schien naturgemäss gegeben und unzweifelhaft: völliger körperlicher Zusammenbruch.

Doch seltsam, die Aerzte hatten mit ihrer Prognose unrecht bekommen. Ein Zurückgehen des Fiebers brachte eine Atempause und gab im Dezember schon die Möglichkeit, trotz aller Hindernisse und Beschwerden, in die Schweiz zurück-

Höhepunkte des Lebens

Bilderbogen für Erwachsene



Wenn Sie keuchend eine Sekunde vor Abfahrt des Zuges auf der Station ankommen und das Schloss des Kofferdeckels, das schon lange reparaturbedürftig war, tückischer Weise aufspringt.

(Amateurzeichnung eines Lesers des Schweizer-Spiegels)

Wir fordern unsere Leser auf, uns solche Zeichnungen „Höhepunkte des Lebens“ einzusenden. Einzige Bedingung ist, dass diese lustig sind. Was wir annehmen wird honoriert.

zufahren. Der Aufenthalt in einem unserer Höhenkurorte wirkte wahre Wunder. Nie werde ich es vergessen, mit welchem Aufatmen ich damals wieder zum Leben zurückkehrte, wie Luft und Sonne und Schnee in ungetrübter Reinheit auf mich wirkten, und wie ich den Sternen zusah, wenn sie des Nachts am

Horizont aufstrahlten. Und dennoch, die wichtigste und schwerste Lektion stand mir noch bevor. Die geistige Höhenstimung meines Wesens war in jener Zeit seltsam gespannt. Nach den Anweisungen mancher Schriftsteller, wie Emerson, Ralf Waldo Trine und anderer, suchte ich meine seelischen Kräfte zusammenzuraf-

fen und auf die Gesundung zu konzentrieren. Mit Feuereifer warf ich mich auch auf das Studium der Christlichen Wissenschaft und las die Hauptwerke ihrer Gründerin, Mrs. Baker-Eddy. Der Geist ist alles, und der Geist vermag alles; das war die beglückende Erkenntnis, die ich in mir unaufhörlich wachzuhalten bemüht war. Etwa drei Monate lang konnte ich so innerlich und äusserlich Haltung bewahren; aber nun folgte ein zweiter Zusammenbruch, diesmal ein katastrophaler. Wie ein Kinderspiel kam mir dagegen jenes Erleiden in Sofia vor. Ich weiss nicht, ob ich es vermag, eine derartige Erfahrung ändern mit blossen Worten mitzuteilen. Worte sind da fast nur wie Notenzeichen, in denen der Kundige den Klang heraushören muss. Ein kleines Unwohlsein, eine an sich belanglose Rückfälligkeit in vorangehende körperliche Schwäche war der Anlass. Mit einem Male kam ein seelischer Ekel über mich, so elementar, dass ich tagelang einen unüberwindlichen Brechreiz in mir trug. Der Ekel, der mit furchtbarer Gewalt mich überfiel, bezog sich nicht auf diesen oder jenen sichtbaren oder erkennbaren Umstand; er umfasste sozusagen meine ganze Person. Es war wie die unerbittliche Schau in einen grauenerregenden Abgrund. Mein Denken, mein Wollen, mein Fühlen, die Ganzheit meines leiblich-seelisch-geistigen Menschen war wie zu Boden geschlagen und unter einem erbarmungslosen Gericht. Ich hatte es leisten wollen, ich hatte es zwingen wollen, ich hatte mich zum Schöpfer meines Lebens aufgereckt und war nun jämmerlich zusammengefallen. Auch das, was ich meinen christlichen Glauben und meine Religion genannt hatte und wo ich selber mich zu behaupten bestrebt gewesen, auch das war in sich zusammengebrochen wie ein Kartenhaus oder eine schillernde Seifenblase. Und merkwürdig, nun wurde mir die Bibel, die ich von Kindheit gekannt, ganz unbegreiflich neu. Die toten Buchstaben standen aus den Blättern auf und traten auf mich zu als lebendige Zeugen dessen, was andere lang

zuvor erfahren und erkannt. War das nicht die eigene Gerechtigkeit, die ich gelebt und zu behaupten gesucht gerade da, wo ich körperlich versagt hatte, war das nicht auch die geistige und fromme Leistung des Menschen, wie sie der gewaltige Paulus in seinen Briefen an die Christengemeinden mit mächtigem Hiebe zerschlagen? War da nicht ein Altes zerbrochen und in den Tod gegeben, damit ein Neues, völlig anderes auferstehen und sich Bahn brechen sollte?

*« Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach.
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.
Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf dieser armen Erde. »*

Alte, heilige Worte begannen aufzuleuchten und mitten in Menschennacht einen neuen Tag zu künden; ein heiliges Wissen um letzte Verzweiflung und letzten Trost sprach aus ihnen:

« Aber was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Verlust geachtet. Ja, ich achte es noch alles für Verlust gegen die überschwengliche Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um welches willen ich alles habe für Verlust gerechnet und achte es für Kot, auf dass ich Christus gewinne und in ihm erfunden werde. » (Paulus an die Philipper 3, 7—11.)

Das sind nur unvermögende schwache Andeutungen dessen, was nun gross und weit sich ankündigte. Das war der Neuanfang, der Wiederaufbau, ungewöhnlicher Neuanfang, seltsamer Wiederaufbau gewiss, der auf neuen Boden stellte und den biblischen Grund wies. Es sind Jahrzehnte seither vergangen, vieles hat sich geändert; aber die Einsicht, die damals auf mich zukam, ist geblieben und grösser und umfassender geworden.

Weitere Beiträge folgen in den nächsten Nummern.